Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 7. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 34. Vierteljahrspreis 1 ℳ 50 ₰

Berlin 22. August 1903 Bremen.

Inhalt: Aus der Geschichte des Gewissens. Von A. König. — Das Christusproblem. III. Von H. Weinel. — Die Zukunft des Protestantismus. II. Von Dietrich Graue. — Umschau. (Königreich Sachsen.) — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Marie Durand. III. Von Karl Lamb.

Aus der Geschichte des Gewissens.

Aus dunklen Tiefen und wilden Schluchten tastet sich der Mensch zu Gott empor. Gott schaut die brennende Sehnsucht im Innern des Menschen: „Es werde Licht!" und er sendet Strahl auf Strahl hinein in das Menschenherz, die große unaustilgbare Sehnsucht zu stillen. Wie Gott sich freut über dieses Sehnen, über dieses: Hin zu ihm!

Es dauert lange, bis die Menschenseele und Gott einander begegnen. Wieviel unsichere Schritte, wieviel Fehltritte, Irrgänge, Umwege bis hin zum seligen Finden, zur seligen Gewißheit Gottes und zur Lebensvereinigung mit ihm. Daß in dieser Lebensvereinigung mit Gott das wahre Glück ruht, das ist die frohe, daß „ohne Gott" auch „ohne Glück" bedeutet, das ist die entgegengesetzte trübe Erfahrung des Gewissens.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, deren religiöses Gewissen sozusagen das Gewissen ihrer Zeitgenossen überflügelte, das waren die Propheten, die Pfadfinder auf dem Wege des Menschen zu Gott. Ihr Gewissen wurde nun zu einem Vorwärts für das Gewissen ihrer Umgebung. Die Fortschritte in der religionsgeschichtlichen Entwickelung kamen immer von den großen Persönlichkeiten. Das Gewissen der Völker, der Menschheit wuchs und ward stark am Gewissen der großen Einzelnen. Es hat immer eine Spitze der Gewissen gegeben, der das Gros, die Masse folgte. Zumeist findet ein heißer Kampf statt zwischen dem alten und dem neuen Gewissen, dem alten und dem neuen Glauben. Der Weg zu Gott, der Fortschritt des Gewissens geht über Blut und Leichen. Wie manchmal mußte der Leib sterben, damit das Gewissen am Leben blieb! Welch' eine Rolle spielt doch das Martyrium in der Geschichte des sich zu Gott hindurchkämpfenden und bei Gott behauptenden Gewissens.

Gethsemane und Golgatha ist das ergreifendste Kapitel in dieser Geschichte. Der hier leidet, schenkt der Menschheit sterbend ein neues Gewissen, ein neues Leben — sein Gewissen, sein Leben. Er hat es wohl gewußt, daß er nicht als letztes Opfer im heiligen Gewissenskampfe falle, er sieht in der Zukunft die Wiederholung und Fortsetzung seiner Geschichte, seines Lebens, Leidens und Sterbens. Aber er ruft sein „selig" über die, die einst um des Gewissens willen dulden werden. Denn er weiß es aus eigner Erfahrung: Nur wo Innenkämpfe gekämpft, nur wo Innensiege erfochten werden, nur wo der Innen-Widerstand des heiligen Geistes kräftig begegnet allem, was feindlich die Seele bedroht, nur da ist Gott, und nur wo Gott ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Wo Martyrium ist um des Gewissens willen, da ist auch seelenstärkende Gotteskraft, da ist das Leben der Gotteskindschaft und dieses Leben, das in Gott seinen Grund und in ihm seine Ewigkeit hat, ist mächtiger als der Tod. So hat Jesus ein Glück, eine Seligkeit verkündet und gelebt, zwar nicht „jenseits von Gut und Böse", wohl aber jenseits von allem äußeren Wohl und Wehe. Dieses Glück, diese Seligkeit ist das gute Gewissen des Gotteskindes. Wie wohl müßte uns sein, wenn wir das immer hätten! A. König.

Das Christusproblem.

III.

3. Die Durchführung der allegorischen Erklärung der Evangelien.

Der Beweis für den Grundgedanken Kalthoffs hat sich also bei näherem Zusehen fast völlig in nichts aufgelöst. Nur einige richtige, meist schon längst gemachte Beobachtungen sind übrig geblieben. Aber sowohl der positive „Beweis": Christus ist im Urchristentum eine Allegorie für die werdende Kirche, wie der negative: Die Evangelien schildern, wörtlich ausgelegt, Unrichtiges und Unmögliches, beide sind mißlungen. Wir könnten uns also der Aufgabe für überhoben finden, nun auch noch den Abschnitt des Buches zu prüfen, welcher die rechte allegorische Auslegung der Evangelien geben will. Das fünfte Kapitel, das ihn enthält, will uns dabei eine Vorstellung von der Entwickelung der Kirche in großen Zügen geben. Freilich ist ein Kapitel, 24 Seiten, recht wenig für die ungeheure Aufgabe, die hier zu erledigen war. Es war ja nicht bloß eine Erklärung der Evangelien, wenigstens an allen entscheidenden Stellen zu geben, nein, auch sämtliche Schriften des Urchristentums waren neu zu datieren, in einen anderen Entwickelungsgang einzustellen und umzuwerten. Ein Menschenleben würde kaum ausreichen, diese Umbildung der gesamten Überlieferung wie des von der kritischen Theologie entworfenen Bildes durchzuführen. So kann man diese 24 Seiten gar nicht als die ernste Arbeit eines Forschers ansehen, man hat sie als das leichtgeschürzte Phantasiestück eines geistvollen Mannes zu nehmen und demgemäß zu bestreiten.

Einige dieser Allegorien braucht man nur einmal aus der Pracht der Sätze, in der sie sich ganz gut ausnehmen, herauszuholen und sie ohne den Schmuck der schönen Sprache zu zeigen, um sie widerlegt zu haben.

Der „Zimmermann" als der Mann aus dem Volke wird Jesu Vater; das Kreuz, das Marterwerkzeug der Sklaven, Symbol des neuen Sklavenbundes; Judas ist keine historische Gestalt, sondern „eben" ein Delator, ein Denunziant aus der Sippe, welche die Kaiser verboten; Jesu Worte über die Kinder erinnern an die Alimentationsgesetze eines Nerva und Trajan. Solche Dinge kann man doch nur mit einem Lächeln widerlegen. Warum hat man denn nicht Jesus selbst und seinen Vater zu Sklaven gemacht, warum hat man alles in das ferne Palästina verlegt? Ein Lächeln kann doch auch nur die Charakteristik der Gleichnisse hervorrufen:

„Da finden sich Anweisungen für die Gesindeordnung der damaligen Zeit wie für den Normallohn der Arbeiter, über Schuldenmachen und Borgen wie über die Stellung des einzelnen im allgemeinen Kampf um das Recht. Alle diese Sprüche und Gleichnisse, in die die späteren (welche? doch nicht unsere historische, „liberale"!) Theologen unglaubliche Mysterien hineingeheimnißt haben . . . . ."

Also: „Anweisungen für die Gesindeordnungen". Man nehme Luk. 17, 7—10: „Wer von euch aber hat einen Knecht am Pflug oder auf der Weide, und sagt zu ihm, wenn er vom Felde kommt: sogleich komme her und sitze nieder? sagt er nicht vielmehr zu ihm: richte mein Mahl, gürte dich und warte mir auf, bis ich gegessen und getrunken, und nach diesem magst du essen und trinken? Dankt er es etwa dem Knechte, daß er getan, was ihm befohlen war?" Und das soll eine radikale soziale Partei als Gesindeordnung erfunden haben? — Und was fängt Kalthoff mit der Auflösung des Gleichnisses an: „So auch ihr, wenn ihr getan habt alles, was euch befohlen ist, so saget: wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren"? Nach Kalthoff müßten alle Anwendungen der Bildrede in den Gleichnissen als unecht fortfallen; denn nur die Bildreden sprechen hier vom sozialen Leben, angewandt werden soll das Gleichnis auf das sittliche Leben. Nicht um das Hineinlesen von Geheimnissen handelt es sich, sondern um einfache Anwendungen des in der Natur oder im sozialen Leben Gewöhnlichen auf das sittliche und religiöse Leben. Wenn Kalthoffs Manier, mit den Gleichnissen umzugehen, die rechte wäre, so müßte das Gleichnis vom Säemann ein Anweisung über rechtes und falsches Säen werden, das vom Sauerteig eines fürs Backen. Hat denn auch ein Bund der Landwirte und eine Bäckerzunft sich im Evangelium verewigt?

Oder: „Anweisungen für den Normallohn". Augenscheinlich denkt Kalthoff an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 1—15). „Da es Abend geworden, sagte der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: rufe die Arbeiter und zahle den Lohn aus, den letzten zuerst bis zu den ersten. Als aber die von der elften Stunde kamen, empfingen sie je einen Denar. Und als die ersten kamen, meinten sie, sie bekämen mehr; und auch sie bekamen je einen Denar. Wie sie es aber empfingen, murrten sie . . . ." Also Lehre: Der Normallohn soll 1 Denar sein und jeder soll gleich viel Lohn bekommen, mag er eine oder elf Stunden arbeiten: Das als wirtschaftliches Gesetz proklamiert! Ob Kalthoff wirklich glaubt, man könne derartiges ernst nehmen.

Oder: „Anweisung über Schuldenmachen". Matth. 5, 25 f.: „Komm deinem Widersacher entgegen ohne Verzug, solange du noch mit ihm unterwegs bist, damit dich nicht der Widersacher dem Richter übergebe und der Richter dem Schergen und du werdest ins Gefängnis geworfen; wahrlich ich sage dir, du sollst mit nichten von dort herauskommen, bis du den letzten Quadranten bezahlt hast." Ein schöner Trost für arme Schuldner! Oder das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, mit seiner wirtschaftlichen Pointe: ein untreuer Verwalter soll auch noch Urkundenfälschung begehen, damit er den Folgen seiner Untreue entgeht. Ein schönes Evangelium das!

Seither hat man den Jesus der Evangelien verteidigen zu müssen geglaubt, weil er so ruhig von dem Sklavenelend als von etwas Selbstverständlichem redet und scheinbar gar nichts dabei empfindet, nun soll er mit einem Male ein Sklavenbefreier sein.

Diese ganze Verkennung der eigentlichen Probleme, um die es sich in den Evangelien handelt, ist so grotesk, daß man sie getrost ihrem Schicksal überlassen kann. Wie weit aber Kalthoff in kühnen Behauptungen gegen die Texte geht, das zeigt besonders seine Behandlung der Paulusbriefe. Eine ganze halbe Seite hat er diesen nach der gewöhnlichen Meinung

---

Marie Durand.

Eine Heldin des Glaubens.

III.

So viel in ihren Kräften stand, suchte Marie Durand auch die äußere Not der unglücklichen Frauen zu lindern. Sie wandte sich an die Barmherzigkeit und Wohltätigkeit ihrer Glaubensgenossen, und ihre Bitten hatten öfters Erfolg. Sie benachrichtigt Paul Rabaut in einem Briefe, daß mehrere Gefangenen gezwungen worden seien, sich infolge von Krankheiten in Schulden zu stürzen, und daß sie ebenfalls zu denselben gehöre. „Ich kann Ihnen sagen" — schreibt sie wörtlich — daß ich 27 Taler schulde." Ich habe mich — schreibt sie später — davon befreit; Gott weiß, wie ich mein Leben zugebracht habe. Ich habe entbehrt Kleider, Schuhe, Decken und andere notwendige Dinge. Was die Gaben der Gläubigen betrifft, so erhielt sie von einem Herrn Tansard aus Nimes eine größere Summe zugeschickt, wovon sie einen Teil für ihre eigene Person verwenden sollte. Ich nahm das für mich bestimmte Geld — berichtet sie in einem Brief vom 21. August 1762 — für das, was meine Mitgefangenen mich kosteten, andernfalls hätte ich es abgeschlagen, weil dieses Geld zur Linderung der allgemeinen Not dienen soll. Wiederholt verbreitete sich in Aignes-Mortes das Gerücht, daß der König das eingezogene Vermögen zurückerstatten werde. Aber diese Nachrichten waren grundlos. Einzelne Ausnahmen konnte es geben — eine allgemeine Maßregel hatte der Hof nicht erlassen. Marie Durand hatte das Glück, im Jahre 1762 — ihr Haus wieder zu erhalten, aber es war im kläglichem, baufälligem Zustande. Ein Zimmer war zum Teil zerstört, ein anderes drohte einzustürzen. Die Bäume vor ihrer Wohnung waren abgehauen. — —

Wer wollte es der edlen Gefangenen verargen, wenn neben ihrer Glaubensfreudigkeit, die sie nach ihrem eigenen Bekenntnis allein der göttlichen Gnade zu danken hatte, auch eine herzzerreißende Sehnsucht durch ihre Briefe hindurchklingt? Jede Mitteilung, daß man sich für ihr Los interessiere, fachte den glimmenden Funken der Hoffnung auf Befreiung von neuem an. Herr von Rocalte (Kommandant des Schlosses von Aigues-Mortes) schreibt Marie Durand an Paul Rabaut — empfing einen Befehl von Herrn von Thomond, ihm eine Liste unserer Namen zu schicken, derjenigen ähnlich, welche ich mehrmals geschickt habe — und da jener Herr nicht in der Stadt ist, ward ich beauftragt, dies zu tun. Sie meint, daß man nun daran denke, den Gefangenen die Freiheit zu schenken. Alle politischen Angelegenheiten des Königreichs werden auch in Aigues-Mortes bekannt. Wir müssen uns wundern, wie genau Marie Durand über alle Ereignisse unterrichtet ist. Im Jahre 1759 hatte sich Frankreich erschöpft infolge der unermeßlichen Kriegskosten, der König verlangte von den Kirchen die Auslieferung ihres Vermögens. Als der Erzbischof von Paris Ludwig XV. fragte, was er von seiner Diözese fordere, antwortete der König: „Alles — ausgenommen die heiligen Gefäße". — Diese lakonische Antwort war bis an die äußersten Grenzen Frankreichs gedrungen — auch nach Aigues-Mortes. Dies zeigt eine Stelle eines Briefes von Marie Durand an Paul Rabaut: Die Geistlichkeit, sagt sie, wird nicht die Genugtuung erhalten, die sie verlangt. Seine Majestät hat Befehl gegeben, ihm allen Kirchenschmuck zu übergeben, in Gold und in Silber, so daß der Erzbischof von Paris selbst von seiner Majestät wissen wollte, was er von den Kirchen verlange. Er antwortete: Alles. Die große Geistlichkeit wollte eine Abschwächung erwirken. Seine Majestät erwiderte ihm, daß man sich ebenso gut vor ein Stück Holz werfen könne, als vor Gold oder

besten Zeugen für die Geschichtlichkeit Jesu gewidmet. Freilich haben schon andere vor ihm die Echtheit dieser Briefe bestritten; aber auf diese Vorgänger kann er sich nicht berufen, denn sie würden seine Auslegung des ersten Korintherbriefes gewiß nicht billigen. Nach Kalthoff gibt es da schon „eine einheitlich organisierte Verfassung, feste liturgische und kultische Gepflogenheiten, die Idee des katholischen Klerus mit hierarchischen Graden und einen liturgisch entwickelten christlichen Kultus". Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Worte liest. Denn genau das Gegenteil ist der Fall und liegt beim Lesen von 1. Kor. 12—14 auch für den Nichttheologen auf der Hand. Es gibt noch keinen „Klerus", sondern „Gaben", von denen ein ganzer Teil überhaupt noch nicht einmal „Amts"-namen hervorgebracht hat: es gibt „Heilungen", aber noch nicht Exorzisten, es gibt „Leitungen" und Hilfeleistungen, aber noch nicht Bischöfe und Diakonen, ebensowenig Presbyter. (1. Kor. 12, 28 ff.). All das gibt es aber schon z. B. im 1. Brief des Clemens an die Korinther. Nun ist dieser etwa um 100 verfaßt, der erste Korintherbrief des Paulus aber nach Kalthoff nach Trajan (98—117)! Oder wird von Kalthoff auch 1. Clem. anders datiert? Eine von den vielen, vielen unbeantworteten Fragen. Und wenn ja, dann warum? Es gibt im 1. Korintherbrief des Paulus noch keine Liturgie; denn eben deshalb ist ja Verwirrung in Korinth, weil es keine Gottesdienstordnung gibt: es entsteht oft ein wüstes Durcheinander, da jeder reden will (1. Kor. 14, 26 ff.). Paulus gibt hier die allerersten primitiven Anweisungen für den Kultus. Und das soll nach Kalthoff in derselben Zeit geschehen sein, wo Justin schon eine feste Liturgie kennt (Apol. I, 66). Will Kalthoff auch Berge bewegen und die absolut feststehende Chronologie Justins umstoßen? Wieder eine der neuen Fragen. Von einem Klerus gar ist nicht entfernt bei Paulus die Rede: noch können alle Gläubigen „prophezeien" (1. Kor. 14, 31). Jeder ist zum Sprechen gleichberechtigt im Gottesdienst, das Abendmahl ist noch ein gemeinsames Mahl ohne jede Spur eines verwaltenden Klerus (1. Kor. 11, 20—34). Es sind lauter in der Luft schwebende Behauptungen, was Kalthoff über den ersten Korintherbrief sagt, nichts davon ist richtig, gar nichts.

Es ist unmöglich, alles Einzelne in dieser Weise zu widerlegen. Ich müßte den Raum dieser Zeitschrift ungebührlich in Anspruch nehmen. Es genügen auch diese Proben, um zu erkennen, mit welcher Raschheit das Ganze entworfen, wie wenig daran gedacht ist, welche Fülle der Fragen die neue Aufstellung hervorrufen muß und in welches Gedränge man mit der Literatur des zweiten Jahrhunderts gerät.

4. Schluß.

Ist denn nun aber nichts Wertvolles an dem ganzen Schriftchen? Bedeutet es nicht doch etwas für die historische Theologie? Ganz gewiß. Bei all seinen Übertreibungen ist es ein Hinweis darauf, daß die wirtschaftlichen Bewegungen der Zeit auch im Neuen Testament ihre Spuren hinterlassen haben und daß man vieles besser und schärfer verstehen wird, wenn man auf diese Tatsache Rücksicht nimmt. Nicht als ob die von Kalthoff geschmähte „naive", „liberale" Theologie das nicht schon längst getan hätte; aber sie kann es noch besser tun und wird sich das gern von Kalthoff sagen lassen. So hat man schon lange erkannt, daß im Lukasevangelium eine Strömung an der Arbeit war, Jesus ins Wirtschaftlich-Kommunistische umzuzeichnen. Eine Vergleichung der Seligpreisungen, wie sie bei Matthäus stehen (Matth. 5, 1—10), mit denen des Lukas (6 ,20—25) zeigt das auch dem weniger geübten Blick sofort. Und daß die Fragen, ob Revolution oder nicht, ob Sklaverei oder nicht u. ä. eine große Rolle im Urchristentum gespielt haben, beweisen viele Schriften des Neuen Testaments. So ist des Paulus Wort von der Obrigkeit (Röm. 13) eine Warnung vor revolutionärem Enthusiasmus, so sind die „Haustafeln" Beispiele einer ernsten, besonnenen Sozialethik, die alle Extreme abwehren will, vergl. z. B. Eph. 5, 15—6, 9, Kol. 3, 18—4, 1, 1. Tim. 2, 1—15, 6, 1 f. Ohne Zweifel habt neben dem religiösen und sittlichen auch das soziale Leben eine große Rolle gespielt. Und wenn wir im Neuen Testament die Schriften der vermittelnden und besonnenen Männer haben, so weisen doch eben ihre Mahnungen darauf hin, daß es auch radikalere und schärfere Richtungen gegeben hat. All das aber ist ohne künstliche Allegorien aus dem ganz schlichten Wortlaut der Schriften zu erkennen. Und in diesen sozialen Kämpfen liegt nicht das Hauptinteresse des

---

Silber. In alle dem sah Marie Durand das Zeichen der Freiheit, der so lange ersehnten. Es scheint mir, schreibt sie, daß die Ereignisse mit der Heiligen Schrift genügend übereinstimmen, und daß die Befreiung unseres heiligen Zion nahe ist. Die Zeit ist für uns günstig geworden, vielleicht daß wir frei werden — meint sie in einem an Rabaut gerichteten Schreiben — verwendet euch für uns, daß man unsere Fesseln zerbricht. Im Namen des göttlichen Erbarmens, helfen Sie, teurer und verehrter Herr Pastor, daß wir unserm schrecklichen Grabe entrissen werden. Wir haben alle Ihre Hilfe so sehr nötig. — Aus dieser einzigartigen Korrespondenz von Marie Durand kann man einige Schlüsse ziehen auf die damaligen Zustände, die außergewöhnlich genug sind, was die Art und Weise betrifft, wie man die Protestanten und ihre Gefangenen behandelte. Mitten in den Gerüchten von Befreiung und Duldsamkeit, welche bis in ihre Einsamkeit drangen, sieht man Marie Durand sich wiederholt mit ihrem Vermögen, mit ihren Besitztümern beschäftigen. Wir sehen sogar aus einem Briefe vom Jahr 1762, daß sie sich eines mäßigen Einkommens erfreute; seit dem 25. März dieses Jahres nämlich war ihr ihr Vermögen wieder zurückgegeben worden. Erst einige Jahre später wurde sie befreit. Man muß daraus schließen, wie inkonsequent das alte Regime war. Während man diese Gefangenen seit vielen Jahren unbarmherzig zurückbehielt, ließ die auf das Wohl des Fiskus bedachte Unduldsamkeit nach. — Aufs eifrigste waren einflußreiche Männer bemüht, die Befreiung der unglücklichen Opfer der Religion zu erwirken. Prinz Georg von Schweden suchte ihre Freilassung zu erlangen. Selbst Friedrich der Große trat für sie ein. „Sa Majesté le roi de Prusse ne pouvant se dispenser par la conformité de réligion d'être touché du triste état, dans lequel se trouvent plusieurs personnes de l'un et de l'autre sexe, qui sont en prison dans la Tour de Constance, pour cause de réligion, prie instamment son Eminence de vouloir bien s'employer auprès de Sa Majesté très chrétienne, pour en obtenir l'élargissement, Sa Majesté le roi de Prusse se flattant, que sa Majesté très chrétienne voudra bien avoir quelque égard pour sa recommandation en faveur de ces pauvres gens, qui gémissent dans les fer depuis tant d'aunées." (Arch. dép. de l'Hérault, C. 423.) Ob einige auf diese Verwendung des preußischen Königs hin freigelassen wurden — darüber läßt sich nichts Sicheres ausmachen, aber nicht alle Bemühungen waren ohne Erfolg. — Paul Rabaut, der Marie Durand in ihrem furchtbaren Gefängnis aufzurichten suchte, ist wiederholt für sie bemüht und ihre Mitgefangenen. 1762 verhandelte er mit dem neuen Kommandanten von Languedoc. Er schreibt an den Herzog von Bedfort, den englischen Minister, der mit den Friedensunterhandlungen vom Jahre 1762 betraut war, daß er „mithelfen möge an einem ausgezeichneten Werk". Sechzehn Frauen schmachteten in dem Turm von Aigues-Mortes, mehrere dieser Unglücklichen seien mehr als dreißig Jahre in harter Gefangenschaft. Was könne es Würdigeres geben für den Edelmut des Königs von Großbritannien, als die Ketten dieser Beklagenswerten zu zerbrechen und die von ihnen so heiß ersehnte Freiheit wiederzugeben. — Selbst mit Voltaire trat er in Verbindung, durch dessen Verwendung eines der unglücklichen Opfer befreit ward. — Aufs neue wendet sich Marie Durand im Jahre 1765 an Paul Ribaut. Dieser schreibt an einen Freund im darauffolgenden Jahre, daß die Zahl der Gefangenen sich um vier verringert habe und eine weitere Befreiung stehe bevor.

Karl Lamb.

Urchristentums, das ist vielmehr ein religiöses: die Rettung der Seele in dem furchtbaren Gericht der Endzeit. Man darf nicht, wie Kalthoff tut, auch wenn man ein etwas weniger gut behandeltes Gebiet ins rechte Licht rücken will, nun in der Freude des Entdeckers alles andere wegleugnen, geschweige denn bis zu dem Fanatismus sich fortreißen lassen, nun in allen, auch den ganz anders gemeinten Worten und in allen Personen verkappte soziale Strömungen, Kämpfe und Einrichtungen zu sehen.

* * *

Kalthoff hat geglaubt, sein Buch mit einem mächtigen Angriff auf die seither geübte wissenschaftliche Theologie beginnen zu müssen, in dem er auch den Charakter des Gegners herabsetzt. Ich habe mich bestrebt, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es spricht nicht für die Sache, die er vertritt, daß er der gewaltigen und mit schweren Opfern getanen Arbeit der drei letzten Generationen nicht bloß Naivität und Torheit, sondern auch Feigheit und Charakterlosigkeit vorwirft. Der theologische „Liberalismus", ich meine die freie historische Forschung, die keine andere Richtschnur kennt als die Wahrheit, hat schwere Opfer gebracht für ihre Arbeit und bringt sie in Preußen noch fortwährend. Kalthoff hat sich durch seinen Angriff einen ihm schwer zu entreißenden Vorteil über seine Gegner verschafft: er hat in seinen nichttheologischen Lesern die Meinung erregt, daß die Gegner aus unedlen, nicht in der Sache liegenden Motiven sich sträuben würden, seine Ansicht anzunehmen. Das ist sehr zu bedauern. Denn die Frage, ob Jesus eine geschichtliche Person war, ist eine rein wissenschaftliche Frage, die nur gelöst werden kann durch ernste wissenschaftliche Arbeit. Was Kalthoff gegen die Geschichtlichkeit Jesu vorgebracht hat, erreicht in keiner Weise auch nur das von Bruno Bauer und einigen holländischen Theologen über die Sache Gesagte. Es ist, wie ich auch den Nichttheologen gezeigt zu haben hoffe, Kalthoff in keiner Weise gelungen, nachzuweisen, daß seine Allegorisierung der Person Jesu notwendig und daß sie an den Evangelien durchführbar sei.

Bonn. H. Weinel.

Die Zukunft des Protestantismus.

Ein Appell zur Freiheit.

II.

Aber dieser gemeinsame Besitz und dieser Bund gleichgesinnter Seelen in aller Herren Ländern und in allen kirchlichen Richtungen, welchen Namen sie auch führen, würde viel mächtiger sein und viel mehr Menschen umfassen, die ihm mit Leib und Seele anhangen, wenn die evangelische Christenheit noch mehr, viel mehr Mut zur Freiheit gehabt hätte. Indessen schon die Reformation blieb in ihren Anfängen stecken. Aus dem Reformator Luther, dem Befreier und Stimmführer der Nation, dem Helfer aus Gewissensnot, wurde, ach! so bald der Realpolitiker und Kirchenfürst. Er setzte eigensinnig sein „Es steht geschrieben" allen Versuchen entgegen, Reformierte und Lutheraner zusammenzuschließen. Von Jahr zu Jahr konservativer werdend vertraute er immer mehr auf Institutionen, duldete er immer weniger den freien Schwung abweichender Überzeugungen. Bei dem großen, nie verlöschenden Dank, den wir Luther schulden, mußte das verhängnisvoll wirken. Kleinere Geister setzten sein Werk fort, ins Katholische, Scholastische zurücksteuernd und durch saubere Ausarbeitung einer sogenannten „reinen" Normallehre die Gewissen unerträglich beschwerend, schlimmer noch, als der Katholizismus mit seinen Sakramenten. Und so haben wir heute noch beides in der evangelischen Kirche. Auf der einen Seite das wahre, aufrichtige Bestreben, protestantische Freiheit gelten zu lassen und pure, lebendige Religion zu sein, Religion des Geistes, wirklich Protestantismus. Das darf wohl von allen Richtungen, Gemeinden und Kirchenregierungen behauptet werden. Aber auf der anderen Seite doch schwere Schäden. Zuerst ein unnatürlicher, dem Willen Jesu ganz zuwiderer Bekenntniszwang, dem doch tatsächlich keiner ganz gehorcht. Denn als Menschen einer neuen Zeit können wir nicht so tun, als ob wir im 16. Jahrhundert oder in den ersten Zeiten der altkatholischen Kirche lebten. Dann eine verhängnisvolle Neigung kirchliche Rücksichten zum obersten Gesichtspunkt zu machen und Gewissensfragen zu Erwägungen kirchlicher Zweckmäßigkeit zu erniedrigen. Ferner wieder der Wahn, durch Institutionen neues Leben zu wecken, als ob es nicht durch das Beispiel der päpstlichen Kirche erschreckend bewiesen wäre, daß auf religiösem Gebiete Institutionen es an sich haben, die Sache aufzufressen, um derentwillen sie geschaffen wurden. Folgerecht ein Argwohn gegen jede herzhafte deutliche Meinungsäußerung, als ob im Bereiche des Protestantismus Korrektheit der Gesinnung nicht in ihrer Aufrichtigkeit und religiösen Tiefe läge, sondern in der Übereinstimmung mit der Meinung derer, die, um wieder mit Paulus zu reden, für Säulen angesehen werden. Und dieser Argwohn erstreckt sich sogar auf das, worauf unsere Kirche so überaus stolz zu sein Ursache hat, nämlich auf ihre eigene Wissenschaft, mit der doch der Katholizismus nach seinem eigenen Geständnis sich nicht im entferntesten messen kann, die also schon allein uns den Sieg verbürgen würde. Man hat das vorige Jahrhundert das Jahrhundert der Naturerkenntnis genannt. Mit gleichem Rechte könnte man es auch das Jahrhundert der protestantischen Theologie nennen. Denn erlauchte Geister sind in ihr an der Arbeit gewesen, von Schleiermacher bis in die jüngsten Tage. Aber die befreienden Erkenntnisse und tiefen Einsichten, die sie uns vermittelt haben, werden geflissentlich als seelengefährdend der Gemeinde vorenthalten, und auf Synoden wird vor der Wissenschaft gewarnt. So kann sich freilich ihr Segen nicht entfalten. Ein grenzenloses Staunen geht durch alle Kreise, wenn, wie im Babel-Bibel-Streit, zufälligerweise sich einmal ein Blick in die Arbeit der Wissenschaft auftut. Als ob nicht jeder leidlich gebildete Theologe schon längst und ganz selbstverständlich sich dieser wissenschaftlichen, historischen Methoden und Einsichten bediente! Aber freilich, auch er zögert, sie rückhaltlos in die Praxis zu übertragen. Denn er würde meist nur mißverstanden werden. Die Religionsbücher, nach denen die meisten von uns sich mit dem Stoff der Religion in der Schule bekannt machten, und die noch heute unseren Kindern in die Hand gegeben werden, sind ja fast ohne Ausnahme schon längst gänzlich veraltet, trotz neuester Auflagen. Sie waren meist schon veraltet, ehe sie geschrieben wurden. So fehlen fast immer ganz die Voraussetzungen für eine modern religiöse Wirksamkeit. Wahrhaftig, wer unsere Kirche lieb hat, möchte verzweifeln, wüßte er nicht, daß die Wahrheit und die Religion Jesu schließlich doch stärker sein wird, als aller Kleinglaube und alle ängstliche Vorsicht, und daß der Sinn für protestantische Freiheit trotzdem eben doch noch vorhanden ist.

Aber schon ernten wir die Früchte unserer Halbheit. Anstatt neue Menschen fortgesetzt für den Protestantismus zu gewinnen, müssen wir zusehen, wie sie uns jahraus jahrein verloren gehen. Und dürfen wir uns darüber wundern, wenn wir nicht charaktervoll genug sind, unsern eigenen Grundsätzen treu zu sein und unsere religiöse Stellung in ihrer ganzen Eigenart, mit allen Ecken und Kanten, aber auch in ihrer ganzen sieghaften Kraft unerschrocken zum Ausdruck zu bringen? Der Katholizismus hat ausgeprägten Charakter. Wir halten ihn für falsch, ja für verderblich, denn selbst, sofern er Religion ist, ist er in seiner edelsten Gestaltung nur ein mystischer Rausch weltverlorner Andacht. Aber er verzichtet wenigstens nicht auf sich selbst, sondern er handelt nach dem Wort, das einst von den Jesuiten gesprochen wurde: „Sie sollen sein, wie sie sind, oder sollen nicht sein!" So bringt die päpstliche Kirche sich selbst bis zur letzten Konsequenz zur Geltung. Jedes scheinbare Zurückweichen ist doch stets nur augenblicklich gebotene Taktik. Und diese entschlossene Gesamthaltung ist etwas Großes. Davor beugt sich die Welt, und in dieser Beziehung sollten wir allerdings von den Päpstlichen lernen, anstatt eine Mischung zu sein, halb protestantische Freiheit, halb römisches Kirchentum, aber auch dies nur verwässert. Das kann niemandem gefallen! So sind denn zuerst die gebildeten Kreise an uns

irre geworden, während der katholische Kultus die Gebildeten wenigstens noch ästhetisch an sich fesselt. Sie ärgerten oder langweilten sich und verließen stillschweigend unsere Gottesdienste. Und jetzt, da bei ihnen, gottlob! das religiöse Interesse wieder wach zu werden beginnt, rufen uns drei Millionen sozialdemokratische Stimmen zu: jetzt wollen wir nichts mehr von euch wissen. Drei Millionen! Wäre die Sozialdemokratie eine vaterländische Arbeiterpartei, so wäre der Vorwurf, sie sei vor allem auf protestantischem Boden zu Hause, nur ein hohes Lob. Denn das würde nur beweisen, daß der Protestantismus alle Volkskraft entbindet, das Schlafende weckt, mit Selbstgefühl erfüllt und zur Entfaltung treibt. So aber mag diese Partei im einzelnen noch eine große Anzahl bewußter Christen bergen, auch vielfach christliche Gedanken unbewußt vertreten — es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie im ganzen Vaterland und Kirche bekämpfen zu müssen überzeugt ist. Wollen wir nun selbgerecht bloß ihr ein: Tut Buße! ins Angesicht schleudern? Empfinden wir nicht die ungeheure, kaum zu fassende Anklage, die darin liegt, daß es unserer Liebe nicht gelang, sie an das Vaterland zu ketten, und unserm Glauben nicht, sie bei der Kirche zu halten? Und was beabsichtigen wir zu tun, um sie zurückzugewinnen? Soweit diese gewaltige Aufgabe nicht als Gottes Sache menschliche Kräfte übersteigt, liegt die Antwort wieder in dem Worte F r e i h e i t.

Freiheit! Das heißt zuerst: seid endlich und wirklich Protestanten! Wir müssen den Mut religiöser Freiheit fassen. Jeder Theolog, der im Innern freiheitlich gesinnt ist und die Ausrüstung besitzt, das Evangelium in reiner Gestalt zur Geltung zu bringen, der aber in diesem kritischen Augenblick angesichts der Gefahr der Kirche noch immer durch „kirchliche" Rücksichten seine Zunge binden läßt, ist der Kanzel nicht wert, auf die ihn Gott gestellt hat. Oder fürchtet er sich vor der Freiheit selbst, als ob sie ins Bodenlose führe? Nun, dann lasse er sich daran erinnern, daß Glaubensfreiheit nicht die Freiheit ist, nichts zu „glauben", oder wenig, oder beliebiges. Das wäre freilich nur umgekippter Katholizismus. Sondern sie ist die Freiheit, die a u s dem Glauben quillt. Sie ist die Freiheit von Christus überwundener Seelen. So ist auch Gewissensfreiheit nicht das Recht, gewissenlos zu handeln, sondern sie ist die Freiheit und das Hochgefühl der Seele, womit Gewissenhaftigkeit nach göttlicher Ordnung belohnt wird. Zu einer anderen Freiheit hat uns Jesus nicht befreien wollen. Wir begehren's auch nicht. Er wollte uns frei machen von den Mächten der Tiefe, die auf uns liegen, von Angst, Schicksal, Versuchung und beschädigter Ehre; er wollte uns schenken Weltüberlegenheit in Gott. Aber diese Weltüberlegenheit und Furchtlosigkeit müssen wir jetzt auch rückhaltlos beweisen, Pfarrer, wie G e m e i n d e n. Denn freilich, wenn die Gemeinden nicht mittun, wenn die Gebildeten sich der Sache der Religion feig entziehen, dann haben's die Pfarrer schwer. Ohne diesen Rückhalt bei den Ihrigen entsinkt ihnen nur zu leicht der Mut, offen Farbe zu bekennen. Das ist traurig, ja unentschuldbar, aber menschlich. Denn jedes Geschlecht hat schließlich nur solche Priester des Heiligen, deren es wert ist. Zeigen aber erst Pfarrer und Gemeinden in schönem Bunde, daß sie sich unter keinen Umständen und durch keine Macht der Welt ihre protestantische Freiheit rauben lassen, dann werden auch die Entkirchlichten wieder Achtung vor der Religion bekommen. Wir müssen in unserer persönlichen Praxis beweisen, wie erst in freiheitlicher Auffassung das Evangelium in seinem ganzen Glanze leuchtet, daß es erst dann Mühselige und Beladene wahrhaft erquickt, wenn es in menschlichen Tönen zu ihnen redet. Diese r e l i g i ö s e Freiheit aber, die nichts Ausbrüchiges hat, wird sich, so hoffen wir, auch in orthodoxen Kreisen noch durchsetzen. Denn ganz ist sie auch hier nie verleugnet worden, so sehr eine zum Kleinglauben gewordene Pietät und ein matt und weich gewordener Pietismus sie zurückgedrängt haben. Merkt unser Volk erst wieder an untrüglichen Zeichen, daß unser evangelischer Glaube mit seiner Staatskirche nicht eine Einrichtung des Staates ist, der ihn in seinen Schulen listig schon den Kindern einimpft, sondern Gesinnung der Besten, sittlich und intellektuell Hochstehenden; daß er Freiheit ist, nicht Zwang; etwas Geistiges und Persönliches, nichts Dingliches und künstlich über Wasser Gehaltenes — dann wird einer nach dem andern wieder Zutrauen fassen. Dann wird der fürchterliche Argwohn schwinden, daß die Pastoren nur reden, was sie um des lieben Brotes willen müssen, und daß die Privilegierten aus persönlichem Vorteil wenigstens äußerlich zur Kirche halten. Dann wird schließlich nur noch ein Tor Armut der Seele dem Reichtum des Evangeliums vorziehen.

Aber die Parole: Freiheit! schließt noch etwas anderes in sich. Etwas, das noch höher ist, als mannhaftes Aussprechen religiöser Überzeugungen. Etwas, das unter allen uns von Gott gegebenen Werten das höchste ist: das ist L i e b e. Denn wer sich selbst in Gott und durch Christus Freiheit eroberte, gönnt sie auch andern. Es gehört zum Wesen der religiösen Freiheit, daß sie sich auch dadurch Lebenserweiterung zu verschaffen sucht, daß sie andern beisteht und sich in i h r e m Leben fortsetzt. Und deshalb sollen wir uns der wirklichen, wirtschaftlichen und geistigen, Not unseres Volkes, der die sozialdemokratische Bewegung letzlich doch ohne Zweifel entsprungen ist, tatkräftig und liebevoll annehmen. Wir sollen die vielen Schwächen der kleinen Leute, ihre Undankbarkeit, ja Roheit nicht als Vorwand nehmen, uns ihnen immer wieder zu entziehen. Wir sollen daran denken, daß wir selbst auch oftmals undankbare und nicht zufriedenzustellende Menschen sind. Wir haben kein inneres Recht, der päpstlichen Kirche mit dem Worte Jesu aufzuwarten, daß er gekommen sei, zu d i e n e n, so lange wir selber uns hüten, dies Wort zu befolgen, sondern darauf pochen, wir wollten „Herren in unserem Hause" bleiben. Fangen wir erst an, zu begreifen, daß Liebe nicht nur Pflicht, sondern auch Lebenserweiterung, also Freiheit und Glück ist, dann werden uns viele kleine Dinge wie über Nacht zu großen Fragen werden. Es wird unser Nachdenken erregen, wenn z. B. mittags die Frauen oder Kinder den Vätern in einem umwickelten Topfe das Essen bringen, bei jedem Wetter. Wie, essen diese Leute täglich auf einer Promenadenbank oder unterm Torweg? Das mag sich vielleicht so bald nicht ändern lassen, denn der Weg ist zu weit, um alle um den Familientisch zu sammeln. Aber ist das Essen wenigstens nahrhaft und schmackhaft? Lernten die Arbeiterfrauen als junge Mädchen das Kochen? K o n n t e n sie es überhaupt lernen? Weiter: wo und wie w o h n e n eigentlich unsere Arbeiter mit ihren Weibern und Kindern? Ach, sie wohnen eng und schlecht und teuer! Man lese nach, was B a u m g a r t e n in seinen „Neuen Bahnen" S. 55 darüber mit Ingrimm und schwerer Sorge bemerkt hat. Kaninchenställen sind die nüchternen Kasernen gleich, in denen unsere Proletarier vielfach, nein meist hausen müssen. In diesem grauen Milieu k a n n die Religion nicht wachsen. Wo jeder Winkel besetzt ist, und Menschen und Geräte sich drängen, fehlt die Stille, fehlt die Möglichkeit der Vertiefung, fehlt jeder innere Grund für ein echtes Heimatgefühl. Das ist verderblich für die Gesundheit des Staates, zerstörend für den Glauben. Wenn wenigstens jede Straße im Arbeiterviertel mit B ä u m e n besetzt und jeder Baum mit einem einfachen Schutzgitter umgeben wäre, daß er unbeschädigt groß wird! Dann würde es in diesen Straßen leidlich wohnlich werden. Wer ein paar Tausend Mark herauswirft, um hierzu zu helfen, macht sich mittelbar um die R e l i g i o n verdient! Wohin wir blicken, gibt es zu retten, zu helfen. Ein Strom von Liebe tut not. Und die Kräfte, die diese gewaltigen Probleme allein bewältigen können, liegen im Christentum. Ohne Religion ist es unmöglich, die Zukunft des Volkes licht zu gestalten. Hier wird sich zeigen, welche Kirche tüchtiger ist, die römische oder die evangelische. Auf diesem Gebiete wird die Entscheidungsschlacht geschlagen. Nicht so, daß die Kirche diese Fragen direkt zu lösen in der Lage wäre. Das ist Sache des Staates und der politischen Gemeinschaften. Die Kirche kann nur i n d i r e k t wirken durch geistige Beeinflussung der Gesinnung. Aber daran soll sie es nicht fehlen lassen, und jeder einzelne soll wissen, daß auch auf ihn gerechnet ist. Wer nicht mitmacht, ist ein Deserteur. Wenn wir aber unserer Fahne Treue halten, dann wird der Protestantismus die größte geistige Macht auf Erden

sein. Alle Voraussetzungen dazu liegen in ihm. Dann wird man mit ihm rechnen müssen; man wird gern mit ihm rechnen. Und wo er hinkommt, gibt es freie, starke, glückliche Menschen und Völker.

Brandenburg a. H. Dietrich Graue.

Umschau.

(Königreich Sachsen.) Sächsische Nebel. Unter dieser Überschrift bringt die gelesenste Leipziger Zeitung einen Artikel, der die seit dem Tode des Königs Albert im Lande herrschende „Verstimmung“ zu erklären sucht. Daß eine solche vorliegt, ist eine Tatsache, die durch den warmen Empfang, der dem König Georg, bei seiner Rückkehr aus dem Süden, in der Residenz bereitet worden, nicht widerlegt wird. Denn dieser Empfang war notorisch ein von der Hofpartei „gemachter“, und die Zahl der Unzufriedenen ist größer, als daß man in ihm eine Huldigung des „sächsischen Volkes“ sehen dürfte. Gegen eine solche Übertreibung des offiziellen Blattes spricht schon, daß die Hälfte der sächsischen Bevölkerung aus Sozialdemokraten besteht, die man durch ein unglückliches Gesetz, bis auf den letzten Mann, aus dem Landtag verdrängt hat. Aber sehen wir von ihnen ab! Auch viele loyalste Sachsen sind „verstimmt“, und der König weiß es. Hat er sich doch dadurch an erster Stelle zu der öffentlichen Kundgebung veranlaßt gesehen, worin er das sächsische Volk bittet, nicht den Verbreitern falscher Gerüchte, sondern ihm, der immer wahr gewesen, zu „vertrauen“. Und gewiß hat er damit auch genannt, woran es zur Zeit fehlt. Aber freilich über den tiefsten Grund der Verstimmung ist sich der hohe Herr, wie es scheint, nicht klar. Ganz richtig bemerkt der Verfasser des Artikels in den „Neuesten Nachrichten“, daß jene nicht von gestern datiert, sondern seit 200 Jahren auf dem Lande lastet. Denn durch den Übertritt Augusts des Starken zur katholischen Kirche, einem lediglich im dynastischen Interesse vollzogenen Schritte, ist das sächsische Herrscherhaus auf religiösem Gebiet dem Volke entfremdet und diesem eine Wunde geschlagen worden, von der es sich nie wieder erholt hat. Zu all den Einbußen an Land und Leuten, die Sachsen seitdem erlitten hat, wäre es nicht gekommen, wenn die Wettiner dem Bekenntnis treu geblieben wären, das an ihren Vorfahren im 16. Jahrhundert, an Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen, seine kräftigsten Beschützer und Verteidiger gegen Rom hatte. Im großen und ganzen hat sich das sächsische Volk mit der Zeit ins Unabänderliche gefunden, und die Könige Johann und Albert haben das ihrige dazu beigetragen, will sagen: es ihm erleichtert, indem sie in allen ihren Maßnahmen, wie auch in ihrem persönlichen Verhalten, dem Rechnung trugen, daß ihr Volk ein protestantisches ist. Anders gestaltete sich das Verhältnis zwischen Volk und Fürst unter dem jetzigen König, von dem es längst vor seiner Thronbesteigung hieß — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht —, daß er, im Unterschied von seinem verewigten Bruder, bigott und ultramontan sei. Auch ihm kann man freilich nichts vorwerfen, womit er positiv dem Vorurteil gegen ihn Nahrung gegeben hätte. Aber, aber! König Georg hat nicht gehindert, daß einer seiner Söhne sich ins priesterliche Gewand kleidete, um das kirchliche Bekenntnis seiner Untertanen nach Kräften zu bekämpfen. Prinz Max hat wiederholt auf sächsischen Kanzeln vor den Ketzern gewarnt und seiner Hoffnung auf die Zeit Ausdruck gegeben, da „Ein Hirt und Eine Herde“ — selbstverständlich unter dem Papst — „sein werde“. Darüber ist denn auch den paar Katholiken in Sachsen der Kamm geschwollen und in ihrer Presse werden Stimmen laut, die sich während der Regierungszeit des Königs Albert nicht vernehmen ließen, sich nicht vernehmen lassen durften. Erst jüngst verstieg sich einer zu der Behauptung, die sächsischen Lutheraner hätten Ursache, dem weiland polnischen König dankbar dafür zu sein, daß er ihre Väter im 18. Jahrhundert nicht, nach dem Grundsatz: cujus regio, ejus religio, zum Katholizismus zurückbekehrt habe. (!) Dazu kam nun im vorigen Winter die skandalöse Familienaffäre am sächsischen Hof, und auch sie hat Öl ins Feuer gegossen. Kein Zweifel allerdings, daß der in seinem Privatleben höchst achtungswerte König daran persönlich ohne Schuld ist. Aber wiederum klagt das Volk um das, was er nicht getan hat, über sein „laisser faire“. Und das, unter Bezugnahme auf seine „Kundgebung“, nicht ohne Grund. Denn war die weiland Kronprinzessin „seit lange ein tiefgefallenes Weib“: weshalb hat man sie „so lange“ am Hofe geduldet? und war der Lehrer Giron ein so verächtliches Subjekt: wie ist er in die einflußreiche Stellung eines Prinzenlehrers gekommen? Wer hat ihn, den bis dahin namenlosen und völlig unbedeutenden Mann dafür empfohlen? Eine bis auf diesen Tag unbeantwortet gebliebene Frage. Die öffentliche Meinung mag im Unrecht sein mit dem Verdacht: „dahinter stecken die Jesuiten“! aber begreiflich ist er doch, wenn man bedenkt, daß sie sich am Hof auch jeden Kutscher, ehe man ihm die Pferde anvertraut, genau ansehen. — „Nun werden die Sachsen“, sagt man weiter, „wohl, nach wie vor, ihren König, aber in absehbarer Zeit keine Königin haben; und das ist wiederum die Schuld des katholischen Bekenntnisses.“ Ja, gewiß! Der Kronprinz von Sachsen kann, solange die von ihm geschiedene Frau lebt, keine zweite Ehe eingehen. Auch wenn er es wollte und das ganze sächsische Volk es wünschte —, der Papst erlaubt es nicht.

Der Verfasser von „Sächsische Nebel“ nennt ein Mittel, womit gründlich zu helfen wäre. „So ist es natürlich“, meint er, „daß gerade in politisch besonnensten Kreisen die Frage auftaucht, ob nicht die Wurzel des Übels, des Mißtrauens und der Mißstimmung, am sichersten entfernt würde, wenn durch einen königlichen Akt dafür gesorgt würde, daß die protestantische Erziehung des künftigen Thronerben gesichert wird.“ Ja, wenn! Es ist ganz richtig und beachtenswert, „daß eine Wendung in dem angedeuteten Sinne zugleich den Erfolg haben würde, daß das Haus der Wettiner seine künftigen ehelichen Verbindungen weniger im Hause Habsburgs und in den mit ihm verwandten Familien, als in den nordischen germanischen Höfen suchte.“ Aber das wird zur Zeit kaum für einen katholischen Fürsten, der auf Freiersfüßen geht, mitbestimmend sein. Denn die evangelischen Fürstentöchter sind ja, mit seltenen Ausnahmen, überall bereit, je nach Wunsch, römisch- oder griechisch-katholisch zu werden. Die Kaiserin von Rußland, die Kronprinzessin von Griechenland, die Königin-Witwe von Sachsen, die vorige Königin von Bayern, um nur etliche zu nennen. Nun an solchen Übertritten der Frauen liegt, was ihre Person betrifft, wenig; und überhaupt: wer in reiferen Jahren katholisch wird, ist nie protestantisch gewesen. Nur das Ärgernis, das sie damit geben, ist zu beklagen, und darüber fällt mir etwas ein, was ich seit lange auf dem Herzen habe: es wäre, meine ich, eine dankenswerte Aufgabe der „Eisenacher Konferenz“, zu erwägen, wie sich solche Ärgernisse verhüten lassen? Nicht durch ein Gesetz! Das ist ja unmöglich. Aber vielleicht könnte es damit geschehen, daß man den Prinzessinnen einen „interkonfessionellen“ Religionsunterricht erteilte, einen, der sich aufs Einüben der zehn Gebote und des Vaterunsers beschränkte. So blieben sie bis zur Hochzeit konfessionslos. Sie ersparten sich selbst die Mühe des Umlernens und das gehässige Abschwören des väterlichen Glaubens, der ganzen Christenheit aber einen — um nicht mehr zu sagen — sehr unerbaulichen Anblick. D. D.*)

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

(An die Adresse der „Allgemeinen evang.-luther. Kirchenzeitung“.) Durch Zufall kommt uns die Nummer 30 der „Allgem. ev.-luth. K.-Z.“ erst heute zu Gesicht. Wir werden in dieser Nummer darauf aufmerksam gemacht, daß ein von uns in Nr. 28 niedriger gehängter Artikel, welcher in äußerst geschmackloser und für protestantisches Fühlen unerträglicher Weise über die kirchlichen Verhältnisse in Bremen urteilte, nicht in der genannten Kirchenzeitung, sondern im „Alten Glauben“ gestanden habe. Es ist so. Diesen Artikel hat unser Berichterstatter irrtümlicherweise

*) Über den Ferienreisen ist dieser Artikel zu unserm Bedauern liegen geblieben, aber nicht überholt.

der „Allg. Luth." aufs Konto gesetzt. Indem wir das berichtigen, bedauern wir zugleich, nicht auch das Urteil unseres Berichterstatters über die letztere korrigieren zu können. Die „Allgem. ev.-luth. K.-Z." hat so sehr viel Proben ungerechten, lieblosen und deshalb „unchristlichen" Verhaltens gegen den freien Protestantismus gegeben, daß es auf ein Beispiel mehr oder weniger nicht mehr ankommt Es ist nur noch zu konstatieren, daß ihr in alle dem der „Alte Glaube" erfolgreich Konkurrenz macht.

Kirchenmusik. Daß der Riesenschatz kirchlicher Musik für die evangelische Kirche ungenutzt bleibt, ist gewiß ein Unrecht. Die Kirchenkonzerte, die in buntem Gemisch allerlei aus diesem Schatz und oft nur Modesachen bringen und zu denen man allermeist nicht um der Hingabe an die Musik, sondern unter dem Druck des Besitzes von Billeten, deren Kauf einem zu wohltätigen Zweck abgepreßt ist, hingeht, sind kaum geeignet, hier genug zu tun. Die historischen Konzerte, die Reimann von der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, und Karl Straube, früher am Willibrodi-Dom in Wesel, jetzt an der Thomaskirche in Leipzig, eingeführt haben, sind bei dem Mangel an Übung im Hören großer Kirchenmusik für noch nicht viele genießbar. Die Aufführung größerer Partieen im Gottesdienst wird unmöglich durch die ja leider immer unsinniger anschwellende Liturgie und die Notwendigkeit, der Predigt ihren Platz zu wahren. Die Liturgie mit ihrer Monotonie und ihrem unevangelischen Wesen als solchem, kann uns Protestanten das nicht geben, was bei allem Recht, klaren Erfassens und innerer persönlicher Aneignung der religiösen Wahrheit u. E. ein wenig zu kurz kommt, die religiöse Stimmung. Doch sollten die Zeilen nur die Einleitung sein für die Mitteilung, daß ein Gedanke, mit dem wir uns des öfteren beschäftigt haben, nun schon seine Ausführung gefunden hat, und zwar in Penig in Sachsen, einem Städtchen von 7000 Einwohnern. Man hat unter dem einen Thema: „Sorget nicht, denn Gott vergißt die Seinen nicht", ein reichgegliedertes, sinnig geordnetes Ganzes geboten, bei dem neben gemeinsamen Gesang am Anfang und Schluß, Orgel, Posaunenchor, gemischte Chöre, Einzelgesänge, Trios und geistliche Lieder zusammenwirkten. Vielleicht, daß diese Zeilen aus Laienverstand — oder -unverstand einen Verständigen unter Lesern oder Mitarbeitern reizen, uns über Kirchenmusik, vielleicht auch über die oben berührten Fragen Sachverständiges zu sagen.

Vom **Evangelischen Diakonieverein,** der unter der Leitung des Pfarrers und Professors a. D. D. Zimmer in Zehlendorf (Beerenstr. 8) bei Berlin seinen Sitz hat, und in seinem Bericht am 11. April angeben kann, daß er 1430 Vereinsmitglieder, 794 Schwestern und Pflegerinnen, einen allgemeinen Diakoniekursus in Zehlendorf, 7 Diakonieseminare, 2 Pflegerinnenschulen hat und in 14 Bezirken an 119 Stellen durch seine Schwestern tätig ist, hoffen wir bald einen ausführlichen Artikel zu bringen. Heute nur der Hinweis auf drei neue Aufgaben, die an den Verein herangetreten sind und an deren Lösung er sich bei der Ausgestaltung seiner alten Aufgaben mutig gewagt hat. Es sind die Landpflege, die Fabrikpflege, und die Erholungspflege. Als die Aufgaben einer Landpflegerin bezeichnet der, von dem die Anregung ausgegangen ist, Dr. Stieger, Berlin-Südende, in der Zeitschrift „Frauendienst" (abgedruckt in den Nummern 3 und 4 der „Blätter des Evangelischen Diakonievereins" (März und April 1903, vom Verein zu beziehen, 3 *M.* pro Jahr): 1. Krankenpflege und Belehrung darüber, 2. Hebammendienste (? vom Verfasser) und Belehrung darüber, 3. Belehrung in Gesundheitsfragen, 4. Unterricht für schulpflichtige und ältere Mädchen in Handfertigkeit und 5. Haushaltungskunde, a. Nahrungsmittelkunde, b. Grundsätze zweckmäßiger Ernährung (leiblich und geistig (? die Red.), c. wirtschaftliches Rechnen (rechte Würdigung der Naturaleinkünfte durch Vergleich mit städtischen Preisen), d. Anregung zur Pflege altgewohnter, jetzt vernachlässigter Arbeiten (Spinnen, Weben, Stricken, Nähen), e. Entwicklung des Sinns für Ordnung und Schönheit mit einfachen Mitteln, 6. Jugendspiele, 7. Mitwirkung zu edlen Volksunterhaltungen, 8. Sonntagsschule, 9. Land- und Gartenbau nebst Viehpflege. Wir kommen auf diese Aufgaben und ihre Bedeutung noch zurück.

Die **Deutsche Orientgesellschaft** zählt nach ihrem Jahresbericht 759 Mitglieder (622 im vergangenen Jahre). 20 000 Mark hat der Kaiser persönlich gespendet und 20 000 Mark angewiesen aus dem Dispositionsfonds. 93 200 Mark hat die preußische Staatsregierung für die Ausgrabungen in den Etat eingestellt.

Protestantisches.

Ein deutscher Arzt, welcher ungenannt bleiben will, hat in seinem Berufe die Erfahrung gewonnen, daß in besondere Notlage evangelische Pfarrerfamilien nicht selten dann geraten, wenn ein Familienglied von einem schweren leiblichen Unfall betroffen wird und erheblichen Kostenaufwand erfordernder Behandlung und Pflege bedarf. Um hierfür eine Hilfe zu gewähren, hat er dem evangelischen Oberkirchenrat ein Kapital von 30 000 *M.* zu einer selbständigen kirchlichen Stiftung übergeben. Aus der Verfassung heben wir folgende Bestimmungen hervor: Aus den Zinsen des Stiftungsvermögens sind jährlich drei Unterstützungen zu gewähren, und zwar je eine an einen norddeutschen, einen mitteldeutschen und einen süddeutschen Pfarrer. Die einzelne Unterstützung soll 250 bis 350 *M.* betragen. Hat das Stiftungsvermögen 40 000 *M.* erreicht, so können einzelne Unterstützungen bis zu 500 *M.* gewährt werden; ist das Stiftungsvermögen auf 60 000 *M.* gestiegen, so sind drei weitere Jahresunterstützungen nach den Regeln der §§ 3 und 4 zu vergeben; bei weiteren Steigerungen des Stiftungsvermögens ist entsprechend zu verfahren. Unterstützung können erhalten evangelische Geistliche, welche in einem Pfarramte einer deutschen Landeskirche stehen, wenn ein zu ihrem Hausstande gehöriges Familienglied, für welches zu sorgen sie verpflichtet sind, von einem schweren leiblichen Unfall betroffen wird und sie zur Aufbringung der durch Behandlung und Pflege erwachsenden Kosten der Hilfe bedürfen. In zweiter Linie können an Stelle Unfalls auch Fälle von Krankheit Berücksichtigung finden, welche eine besondere Anstalts- oder Aufenthaltsbehandlung erfordern. Vorstand der Stiftung ist der evangelische Oberkirchenrat in Berlin. Wie weiter mitgeteilt wird, ist dieser Stiftung unterm 13. Juli die landesherrliche Genehmigung erteilt worden.

(Preußen.) Der „Allgemeinen lutherischen Kirchenzeitung" entnehmen wir, daß die lutherische Freikirche in Preußen (Breslauer Synode) zur Zeit sieben Superintendenturen zählt:

1. Radevormwald	10 447	Seelen,	13	Parochien,	1	Schule.
2. Breslau	10 332	„	10	„	4	Schulen.
3. Berlin	8 296	„	9	„	2	„
4. Cammin	8 258	„	10	„	2	„
5. Sagan	6 904	„	11	„	4	„
6. Posen	4 245	„	6	„	1	„
7. Marienwerder	4 058	„	7	„	—	„
Zusammen:	52 540	Seelen,	66	Parochien,	14	Schulen.

(Mecklenburg.) In diesem stillen Lande beunruhigt man sich unnötig, der Zusammenschluß der Landeskirchen könnte wirklich einmal wirksam werden. Darüber beruhigt nun eine Antwort des Großherzoglich Mecklenburgischen Konsistoriums in Neustrelitz, die wörtlich lautet: „Den Mitgliedern des Ausschusses der kirchlichen Konferenz in Mecklenburg-Strelitz wird, Allerhöchstem Befehle gemäß, auf die Immediateingabe zur Antwort gegeben, daß Se. Kgl. Hoheit der Großherzog die Eingabe gern entgegengenommen haben und ihnen eröffnen lassen, daß keinerlei Abmachungen, die das lutherische Bekenntnis oder die Selbständigkeit unserer Landeskirche in Frage stellen, die Zustimmung Serenissimi oder des hiesigen Kirchenregiments finden werden". Aber die Frage ist doch noch gründlich auf einer Konferenz in Neubrandenburg behandelt worden.

(Schlesien.) (Zum Fall Franke.) Eine Versammlung evangelischer Männer zu Breslau hat sich, wie wir von dort hören, mit der Angelegenheit Franke beschäftigt und eine Resolution gefaßt, welche an den Magistrat zu Liegnitz abgesandt worden ist. Die Resolution lautet:

„Sehr geehrte Herren!

Im Auftrag einer Versammlung evangelischer Männer teilen wir Ihnen deren Ansicht über die uns mitgeteilte Angelegenheit wie folgt mit. Die Nichtbestätigung des Pastors Dr. Franke zum Pastor in Liegnitz auf den uns mitgeteilten Protest hin erfüllt uns mit tiefer Betrübnis. Es empört uns, daß gegen eine so ernst evangelische, zu Christus hinführende Predigt ein solcher Protest aus einer evangelischen Gemeinde hat erhoben werden können. Daß dieser Protest selbst keinen Grund zur Versagung der Bestätigung bietet, erkennt das Königliche Konsistorium tatsächlich an. Wenn es gleichwohl, anstatt die Protestierenden zurechtzuweisen, seinerseits Gründe für die Nichtbestätigung in einzelnen Sätzen von Druckschriften des Pastors Dr. Franke sucht, so widerstreitet das ebenso dem Grundsatze des Allgem. Landrechts T. II Tit. 11 § 73 und 74 wie den unveräußerlichen Bedingungen evangelisch kirchlichen Lebens. Wir beklagen dies um so mehr, als diese Druckschriften in ihrem Zusammenhang durchaus von aufbauendem und versöhnendem Geiste erfüllt sind. Aus allen diesen Gründen erkennen wir Ihre Sache als die unsrige an. Gleichwohl beschränken wir uns zur Zeit darauf, Ihnen diese unsre Zustimmung auszusprechen. Denn wir halten es für ausgeschlossen, daß der evangelische Oberkirchenrat dem Urteil des Königlichen Konsistoriums beitreten sollte."

Unter den Unterzeichnern der vorstehenden Erklärung finden wir die Namen von Männern, die im öffentlichen Leben bekannt und bewährt sind, insbesondere neben den Spitzen des Breslauer Magistrats eine Reihe höchst angesehener Professoren der Breslauer Universität.

(Sachsen-Weimar.) Den Bestrebungen der religiösen Volkskunde dient praktisch ein Erlaß des weimarischen Kirchenrates, in dem es heißt: „Je schmerzlicher die Verarmung unseres Volkslebens an heimatlicher Sitte zu beklagen ist, um so mehr erscheint es als unabweisbare Pflicht aller, die unser Volk lieb haben, und zumal derer, die zu seiner geistigen Pflege berufen sind, hier helfend einzutreten, und — weil Sitte nicht gemacht werden kann — aus dem vergessenen Gut vergangener Zeiten wieder hervorzuholen, was verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Zu diesem Dienste am christlichen Volke ist vor allem die evangelische Kirche, sind vor allem ihre Geistlichen berufen. Wir erachten es daher für eine wichtige Aufgabe, soweit als möglich alles zusammenzubringen, was an alten kirchlichen Sitten und Gebräuchen auf dem Gebiete der Landeskirche noch nachgewiesen werden kann, und versehen uns dabei der freudigen Bereitwilligkeit der Geistlichen, indem wir das Folgende verordnen: Jeder Geistliche der Landeskirche hat in seiner Pfarrei durch genaues Nachforschen und Nachfragen zu erörtern und zusammenzustellen, was an gottesdienstlicher Ordnung, kirchlicher Zucht und volkstümlicher christlicher Sitte in den einzelnen Gemeinden besteht und, soweit eine Erinnerung noch vorhanden ist, in früheren Zeiten bestanden hat. Zumeist haben sich volkstümliche Gebräuche gebildet im Anschluß an Taufen, Kirchgänge, Verlobungen, Hochzeiten und Beerdigungen. Dabei sind auch solche Gebräuche zu beachten, die an sich nicht kirchlicher und religiöser Natur sind, aber doch mit dem religiösen Leben des Volkes in Verbindung stehen, selbst wenn sie zum Volksaberglauben gehören. Ist man im stande, den Ursprung solcher Gebräuche anzugeben, so wird das sehr willkommen sein."

Die neueste Nummer des „Chrétien Français" meldet, daß der bekannte französische Reformer, Chefredakteur des genannten Blattes, M. André Bourrier, am 30. Juli in Versailles sich mit Fräulein Bruneau, Lehrerin am Lyceum der jungen Damen daselbst, vermählt habe. Zu den Zeugen vor dem Standesamte gehörten ein reformierter und ein noch katholischer Geistlicher neben ein paar Damen. Die eheliche Einsegnung wurde dem Hochzeitspaare durch Pastor Messines erteilt. Die Feier be-

schränkte sich mehr auf einen kleineren intimeren Kreis. — Die Redaktion des „Protestantenblattes" nimmt Gelegenheit, diesen Schritt mit seinen wärmsten Wünschen zu begleiten!

Römisches.

Die **Aachener Reliquien** sind nunmehr als „Einrichtung der katholischen Kirche" vor der so berechtigten Kritik durch die öffentliche Presse geschützt. Wie die „Allg. evang.-luth. Kirchenztg." 33 mitteilt, ist die Verurteilung des Redakteurs der „Breslauer Volkswacht" durch Verwerfung der Berufung vom Reichsgericht rechtskräftig geworden, weil er seinerzeit die Aachener Reliquienverehrung als einen Unfug bezeichnet hat.

Über den Lebensgang Leos XIII. und Pius X. seien zum Nachschlagen die Daten festgestellt. Leo XIII. als Graf Joachim Pecci am 2. März 1810 in Carpineto bei Anagni geboren. Erzogen zuerst im Jesuitenkollegium von Viterbo, dann in dem gleichfalls jesuitischen Kollegium Romanum in Rom. 1832 studierte er die Jurisprudenz an der Academia dei nobili ecclesiastici. 1837 wurde er Priester und päpstlicher Hausprälat. Als Delegat in Benevent und Perugia tätig, kam er in den äußeren Diplomatendienst 1843 als Nuntius in Brüssel mit dem Titel eines Erzbischofs von Damiette in partibus. Nachdem er 1846 Bischof von Perugia geworden war, wurde er 1853 zum Kardinal ernannt und 1877 Kardinalkamerlengo Pius des IX. Am 20. Februar 1878 nach nur zweitägigem Konklave wurde er mit 44 von 60 Stimmen zum Papst gewählt. Am 20. Juli 1903 starb er.

Pius X., der im viertägigen Konklave gewählt worden ist, als Kompromißkandidat, ist bisher Patriarch von Venedig gewesen. Er stammt aus einer Bauernfamilie und ist am 2. Juni 1835 zu Riese geboren in der Provinz Treviso. Er ist Pfarrer in Salzano gewesen, dann Bischof von Mantua seit 1884. Seit 1893 ist er Patriarch von Venedig und Kardinal gewesen.

Die Gesellschaft Jesu zählt, so teilt die „Allg. evang.-luth. Kchztg." 25 mit, nach der letzten Ordensstatistik (Ende 1902) im ganzen 15 231 Mitglieder, und zwar 6743 Patres (Priester), 4542 Scholastiker (Studierende der Philosophie oder Theologie) und 3946 Laienbrüder. Die deutsche Ordensprovinz hatte zu Anfang 1903 insgesamt 1430 Mitglieder: 594 Patres, 401 Scholastiker und 434 Laienbrüder. Davon lebten in den auswärtigen Missionen 669, nämlich in Nordamerika 296, in Brasilien (Rio Grande do Sul) 152, in Indien 110, in den nordischen Missionen 66, in Chile 29, am Zambesi 14. Von den übrigen kommen auf Holland 511, auf Vorarlberg 153, auf Luxemburg 42. Der Rest ist hauptsächlich mit der Seelsorge der Deutschen im Auslande beschäftigt, in Rom, Paris, London, Antwerpen, Mailand, Genua, Marseille 2c.

Ausland.

(Schweiz.) Aus dem Kanton Wallis kann die „Deutsch-evangelische Korrespondenz" melden, daß dort in aller Stille eine Gemeinde von Rom losgekommen ist. Dort ist im Bezirk Leuk eine kleine Berggemeinde Guttet gelegen, die seit 1863 mit der Nachbargemeinde Feschel eine selbständige Pfarrei bildet. Seit einigen Jahren sieht diese Gemeinde sich in einen Konflikt mit dem Bischof von Sitten gedrängt: Dieser wollte von ihr im Februar 1900 einen völlig unnötigen, kostspieligen Kirchbau erzwingen, nachdem er ihr im November 1899 ihren bisherigen Pfarrer Briani genommen. Als die Gemeinde sich nicht fügte, bekam sie bis Juni 1900 überhaupt keinen Pfarrer, sondern wurde notdürftig von einem Kapuziner versehen, dann versuchte man, sie durch den neuen Pfarrer Anthamatten umzustimmen zu lassen. Dieser wurde wieder abberufen, sobald sich sein Bemühen als fruchtlos erwies, und nun wurde über die Gemeinde etwas wie Interdikt verhängt: Kein Gottesdienst mehr: keine Sakramentspendung selbst auf dem Totenbett, keine kirchliche Beerdigung, und das alles um eines Kirchbaus willen, der inzwischen gegen den Willen der Gemeinde Guttet auf Gebiet der Gemeinde Feschel ausgeführt wurde und in der Einweihung am 4. November 1902 seinen Abschluß fand.

Allmählich nun hat sich der stumme Schmerz der Gemeinde Guttet zu Taten verdichtet. Am 25. Juni erhielt der altkatholische Bischof Dr. Herzog in Bern ein Gesuch um Beistand durch Entsendung eines altkatholischen Priesters, und schon am 29. Juni (Peter und Paul) hielt der altkatholische Pfarrer Dr. Kakob Kunz von Bern den ersten Gottesdienst in der alten Pfarrkirche zu Guttet, und nach dem Gottesdienste beschloß die versammelte Gemeinde, sich dem „christkatholischen Nationalbistum der Schweiz" anzuschließen. Am Abend dieses Tages hatte Pfarrer Dr. Kunz mehrere Stunden lang die Beichte der Männer und Frauen entgegenzunehmen, am nächsten Morgen fand eine Kommunionmesse statt, bei der 70 Erwachsene das Abendmahl empfingen. Dann wurden noch an den Kindern, die bisher nur die Nottaufe erhalten hatten, die feierlichen Taufzeremonien nachgeholt. Man darf auf die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit gespannt sein.

Palästina. Eine deutsch-evangelische Volksschule ist in Jerusalem eröffnet worden und wird in der Nähe der Erlöserkirche einen Schulbau erhalten; zunächst sind ihre Klassen in einem Miethause untergebracht. — Wie wir ferner der „Allg. evang.-luth. K.-Z." entnehmen, sind seit Ostern in der Erlöserkirche arabische Gottesdienste eingerichtet, die teils von Pastor Böttcher, teils von den arabischen Predigern in Bethlehem und Bethjala gehalten werden.

Eine Gedenktafel soll an der Stelle aufgestellt werden, an der **Michael Servede** den Feuertot sterben mußte. Der Wortlaut der Inschrift wird folgender sein. „Wir, die ehrerbietigen und dankbaren Söhne Calvins, unseres großen Reformators, einen Irrtum verdammend, der ein Irrtum des Jahrhunderts war, und die treuen Anhänger der Gewissensfreiheit nach den wahren Grundsätzen der Reformation und des Evangeliums, haben dieses Sühnedenkmal den 27. Oktober 1903 errichtet. Den 27. Oktober 1553 starb auf dem Scheiterhaufen zu Champel Michael Servet aus Villanuova zu Aragonien, geboren den 29. September 1511."

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer- und **Orientfahrten**

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von M. 300.— an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Neu! Soeben erschienen!

Bilder aus der Geschichte Bremens im 19. Jahrhundert.

Von Johann Beyer, Bremen.

Preis 3 M.

Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die alte Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.

Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Antiquus, Zehn Worte

33 Seiten. Preis 25 Pfg. in allen Buchhandlg. Etwas für Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Befreiung und Veredlung inmitten des heutigen allgemeinen Wirrwarrs. Im Beibl. zu Nr. 25 ds. Ztschr. warm empfohlen von Herrn Dr. Schieler. Königsberg i. Pr. Ostdeutsche Buchh.

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer

München, Buttermelcherstr. 11/I.

Firma 1870 gegründet

Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: Wilhelm Emmer, Berlin 219, Seydelstraße. Preisliste, Musterbuch umsonst.

Grabeinfassungen,

complet zu verkaufen, fix und fertig zum Aufstellen.

Königliches Hüttenamt. Wasseralfingen. Vertreter allerorts gesucht.

Vertreter: **H. von Bötticher**, Hamburg V.

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.

(Postzeitungspreisliste No. 6244 a.)

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.